

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. inkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 8 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Das „Hineinwachsen“.

Leipzig, 16. August.

Die Lehren des „revidierten“ Sozialismus haben das merkwürdige an sich, daß man sich mit ihnen theoretisch bis ans Ende der Welt auseinandersetzen kann, ohne zu irgend einem positiven Resultate zu gelangen. Jede noch so verkehrte Theorie basiert auf bestimmten greifbaren Grundlagen, die man attackieren, analysieren, widerlegen kann. Beim „revidierten“ Sozialismus fehlt jeder feste Anhaltspunkt; man findet theoretisch nicht eine Prämisse, die unangezweifelt geblieben wäre und von der ausgehend man die revisionistischen Schlüsse in ihrer Unhaltbarkeit erweisen könnte. Für den Bernsteinischen Sozialismus ist alles, was die wirtschaftlich-theoretische Basis der Sozialdemokratie bildet, zweifelhaft, schwankend, verschwommen. Es ist ein Nebel, mit dem man hier zu thun hat und in dem man mit der kritischen Stange bis zur Verzweiflung herumfahren muß. Daher auch das allgemeine Gefühl des Räsonniers und der Ermüdung in der Partei nach den langen theoretischen Diskussionen der letzten Jahre, daher auch die klare Einsicht in die gänzliche Ausichtslosigkeit einer theoretischen Verständigung mit den „Revisionisten“ als die einzige, allerdings höchst wertvolle positive Ausbeute aus den vielen schriftlichen und mündlichen Auseinandersetzungen.

Aber der in seiner theoretischen Nebelgestalt unerreichbare „Revisionist“ erleidet sofort eine unbarmherzige Schlappe nach der anderen, sobald er auf dem Boden der Praxis zu marschieren versucht, sobald seine nebelhaften Theorien von der harten Wirklichkeit geprüft werden. Und es vergeht fast kein Tag, der nicht neue Beweise dafür bringen würde.

In Frankreich scheinen die Zeiten der Wendé zurückgekehrt zu sein. In den Dörfern des Nordens steht die aufgeregte Bauernmenge mit wildem Troz zum Kampfe bereit, die Klosterkirchen werden belagert, die Wege versperrt, Karren, Wagen, Pflüge werden zu ländlichen Barricaden aufeinandergetürmt, darauf Dornsträucher, Brombeergestrüpp gesteckt, die angefangene Ernte liegt im Felde brach, die Alarmglocke läutet in den Dörfern, auf die Gendarmen hageln Steine, antliche Siegel werden abgerissen, Präfecten und Unterpräfecten beleidigt und gestoßen, hohe Offiziere verweigern den Gehorsam. . . .

Es ist dies eine systematische Auflehnung gegen die Ausführung der Parlamentsgesetze und Regierungsbefehle, und der Regierung bleibt nichts anderes übrig, als sich den Gehorsam mit Gewalt zu erzwingen. Nur durch zähes Ringen gelingt es ihr Schritt für Schritt mühsam durch den Widerstand des Klerikalismus vorzudringen, die Schließung jeder ungesetzlichen Nonnenschule kostet einen langwierigen

Kampf, die Verzwingung jedes unerlaubten Ordens ist un-mittelbar das Werk eines Gewaltaktes.

Bei dem verzweifeltsten Kampfe mit der klerikalen Reaktion wird das radikale Kabinett am eifrigsten von den ministeriellen Sozialisten unterstützt. Sie entfachen und schüren den Mut der Regierung durch überschwängliche Lobreden, sie unterstützen die gewaltsamen Maßnahmen der Beamten zur Durchführung der Gesetzesbestimmungen, sie fordern den großen Nachdruck in der Unterdrückung der Revolte, sie bestehen auf der Bestrafung der ungehorsamen Offiziere nach dem Militärkodex mit Todesstrafe.

Dies beweist nur, wie sehr sich die Regierungssozialisten der Thatsache bewußt sind, daß im gegebenen Falle nur die Anwendung der zwingenden Staatsgewalt im Stande ist, die antikerikale Reform ins Leben einzuführen. In diesem Bewußtsein sind die Sozialisten zweifellos auf ganz richtigem Wege. Nur Eins ist dabei auffallend. Sie bemerken offenbar gar nicht, wie sehr sie hier zum Spielball in den Händen der Geschichte geworden sind, die mit ihnen einen ihrer böshaftesten Scherze spielt. Die französischen Regierungssozialisten predigen bekanntlich — ganz wie unsere Opportunisten — die „friedliche, gesetzliche Entwicklung“, das „Hineinwachsen“ in die Demokratie und durch die Demokratie in den Sozialismus. Den Gedanken einer gewaltsamen Revolution und der Diktatur des Proletariats verpönnen sie als einen fossilen Ueberrest der „alten, romantischen Revolutionsmäherer“, als eine Verblendung der „marxistischen Orthodoxie“, die partout nicht sehen will, wie herzlich und glatt wir jeden Tag, ohne es zu merken, in den Sozialismus hineingeleiten.

Und nun dieser Krieg, diese nackte Gewalt gegen die klerikale Wendé. Wohl gemerkt, es handelt sich hier nicht etwa um irgend eine durchgreifende Reform der Stellung der Geistlichkeit in der Republik, nicht etwa um die Trennung der Kirche vom Staate, die Abschaffung des Kultusbudgets, nicht einmal um die grundsätzliche Befreiung des öffentlichen Unterrichts vom geistlichen Einfluß. Es handelt sich bloß um die Schließung von ein paar Tausend geistlichen Schulen, die es offen abgelehnt haben, um den gesetzlichen Consens nachzusehen, während viele Tausende, die es gethan haben, nach ihrer Bestätigung durch das Parlament harrten. Vorläufig haben wir es also bloß mit einem schüchternen Versuche zu thun, die Geistlichkeit in ihrem eigenmächtigen Walten auf dem Gebiete des Volksunterrichts überhaupt erst in die Schranken der republikanischen Staatsgesetze zu weisen. Und wie sehr auch die klerikale Reaktion über das Vorgehen der Regierung Jetermordio schreit, wie sehr auch die sozialistischen Regierungstruppen die gegenwärtige Aktion des Kabinetts zu einem gewaltigen weltgeschichtlichen Ereignis aufbauschen, es ist thatsächlich nur, wie der radikale Exminister

Goblet neulich sagte, eine winzige Palliative, um die so viel Geschrei gemacht wird.

Also selbst zur Durchführung einer so mikroskopischen „demokratischen“ Reform erweist sich das parlamentarische Gesetz allein ohnmächtig, ohne den Gebrauch der Gewalt, ohne den Kampf mit physischem Widerstand! Nicht einmal in den allerbescheidensten Versuch der Verstaatlichung des öffentlichen Unterrichts können wir „friedlich hineinwachsen“!

Hier haben wir wieder eine Probe auf die opportunistischen Theorien, wie wir sie eben erst in dem belgischen Wahlkampf erlebt haben. In Belgien sahen wir die „friedliche“ Entstehung der Demokratie, in Frankreich sehen wir ihre „friedliche“ Durchführung. Hier wie dort erwiesen sich die optimistischen Hoffnungen auf ein rein gesetzliches „Hineinwachsen“ sogar in die bürgerliche Demokratie, geschweige in die sozialistische Gesellschaft, als ein Doktrinarius schlimmster Sorte.

Aber die thatsächliche Entwicklung strafft nicht nur die künstlichen Theorien des Opportunismus auf Schritt und Tritt Lügen, sie zwingt sie auch zugleich in die seltsamsten Situationen. Da der gegenwärtige Klassenstaat, entgegen ihren friedfertigen Einbildungen, in seinem ganzen politischen Thun und Lassen auf der Gewalt basiert und jeder wichtigere politische Fortschritt in der bürgerlichen Gesellschaft thatsächlich das Werk der Gewaltanwendung ist, so steht sich der Opportunist, der auf die bürgerliche Demokratie die größten Hoffnungen setzt, mitunter dazu gezwungen, bei der Gewaltanwendung zum Schutze der bürgerlichen Demokratie selbst mitzutun. Diesem Schauspiel wohnen wir eben in Frankreich bei, wo die entschiedensten Gegner der proletarischen Diktatur am energischsten die augenblickliche Diktatur der Bourgeoisie in ihrem antikerikalen Teile über den klerikalen Teil unterstützen.

So zeigt sich auch in der Praxis, was theoretisch von vornherein erwiesen werden konnte. In der heutigen Gesellschaft die Bedeutung der Gewalt im Klassenkampfe verneinen und auf einen ausschließlich gesetzlichen Uebergang zum Sozialismus bauen, heißt in der letzten Linie soviel, wie die Gewalt bloß in den Händen der Bourgeoisie als ein Herrschaftsmittel belassen und sie bloß der Arbeiterklasse als ein Befreiungsmittel aus der Hand reißen wollen.

Politische Uebersicht.

Das Kulmbacher Techtelmechtel.

Bei Kulmbacher Bier und schwülen Liebesgedanken hatten sie sich zusammengefunden. Die verlassene Freisinn-Witwe renommierte mit ihrer wurmstichigen Tugend, und der brüchige Nationalliberalismus schnadronierte von seiner Ritterpflicht, den Centrumsdrachen in Bayern zu erlegen. Der patriotische Musik-

Seuiletton.

(Nachdruck verboten.)

Das tägliche Brot.

Roman von Clara Viebig.

Berthas Blick überflog die gebeugte Gestalt; dann sagte sie, von einer flüchtigen Mitleidsregung blitzschnell durchzuckt: „Warte man, Mine, Dein Geld! Ich hab Der ja noch immer nicht de ganzen zehn Mark wieder gegeben, dreie waren noch Rest! Da haste fünf, Du wirst se brauchen!“

Und ehe Mine etwas erwidern konnte, murmelte Bertha: „Ich hab jetzt keine Zeit — abjü!“ Und sperrte ihr die Thüre vor der Nase zu.

Das Fünfmarsstück krampfhaft in der Hand pressend, berließ Mine das Haus.

Wohin — — — ?

Berziffenes Nachtgewölk überjagte den Himmel, ein linder Regen feuchete jetzt die Erde.

Keine Zuspätsucht, so spähend sie auch mit brennenden Augen um sich stierte. So lange sie noch ein paar Mark hatte, da ging's ja noch, irgend jemand würde sie aufnehmen — aber dann — dann ?!

In einem jähen Entsetzen verlagerten ihr die Füße; sie sank auf die Steintreppe eines Hauses nieder. Ein Hund, der herrenlos umhertrieb, kam und schnobberte um ihre Füße. Sie wagte es nicht, ihm einen Tritt zu geben. Wie halt suchend, griff sie um sich und krampfte dann die Hände ineinander. Sie wollte weinen und konnte nicht, ihr Gesicht verzog sich nur kläglich. Immer tiefer senkte sie den Kopf, sie kauerte sich ganz zusammen,

Mine merkte es nicht, daß sie den Vorübergehenden auffiel; erst als der Portier des Hauses herauskam:

„Sie, was sehen Sie sich denn hier so hin?“ schreckte sie auf. So rasch sie konnte, lief sie davon, ohne Antwort zu geben.

Wie weit sie gelaufen, wußte sie gar nicht; längst lag die Götzenstraße hinter ihr. Dies waren jetzt dunklere, einsamere Straßen. Immer weiter trottete sie, in einer sinnlosen Angst, nur hinein ins Dunkel, immer tiefer hinein, wo sie keiner sah.

Sie schwitzte und froz zugleich. Plötzlich fingen die Häuserreihen zu beiden Seiten an zu schwanken, die Lichter tanzten hin und her, der Boden unter ihren Füßen schaukelte, vor ihren Augen war Finsternis, in ihren Ohren betäubendes Rauschen. Mit einem Stöhnen umschlang sie den nächsten Laternenpfahl und suchte sich daran festzuhalten. — — —

„Fehlt Ihnen was?“ fragte plötzlich eine Stimme. Da standen auch schon eine ganze Menge Menschen um sie her.

„Totte doch, die arme Frau,“ sagte ein junges Mädchen. „Ich wer rasch ein Glas Wasser holen!“

Aus dem nächsten Keller brachte ein Mann einen Euhl. „Sehen Sie sich man!“

Versehene Hände drückten sie nieder.

„Haben Sie Hunger?“ „Haben Sie sich weh jethan?“ „Ne, was is Ihnen bloß?“ „Soll ich Se nach de Un-fallstation bringen?“ So brauste es um Mine herum.

Die Stimmen waren ihr schrecklich; sie schämte sich so sehr. „Danke,“ murmelte sie scheu. Und dann raffte sie sich auf mit einer verzweifeltten Kraftanstrengung

und wehrte die Leute ab, die sich um sie drängten und zwang sich, auszuschreiten, und ging stracks davon.

War die eingebildet! Die Mitleidigen ließen sie laufen.

Aber Mine taumelte noch; sie wäre gefallen, hätte sich nicht eine Hand unter ihren Arm geschoben. Eine weiche, etwas verschleierte Stimme sagte gutmütig: „Tottchen, aber nei, wenn eim so was passiert, mitten auf de Straß! An denn gleich all die Leute! Ich will Sie jern nachhaus' bringen, wo wohnen Sie denn?“

Mine zitterte, die andere sah ihr besorgt ins Gesicht.

„Ach Herrjes, Tottchen, Menschenskind, nu erkenn ich Ihnen erst! Wir haben uns ja öfters bei de Meschen im Keller gesehen! Sind Se nich de Nichte? Dacht ich doch schon heut morgen, wie 'ne Spinne über die Wand lief, daß mir was Besonderes bevorstand. Aber auf Ihnen hab ich's mer nich jedeutet! Kennen Sie mer nich? Ich bin ja de Mathildchen, die bei Hauptmanns jedient hat! Tottchen, Se müssen mer doch auch kennen — de Mathildchen!“

„Ja, ja!“ Mine lächelte matt, und dann drückte sie der Mathilde krampfhaft die Hand. „Bringen Se mer weg — bitte! Ich bin so — so —“

Ein trodenes Schluchzen, das sie nicht unterdrücken konnte, ließ sie nicht aussprechen. Stumm klammerte sie sich an Mathilde.

Und diese sagte, indem sie den Arm der Erschöpften fest an sich drückte: „Kommen Se rauf bei mer! Ich wohn hier gleich bei, wo's nach's Tempelhofer Feld jeh, im Hof, vier Treppen. Wenn's Ihnen nich zu hoch is? Na, denn kommen Se mar erst mal da rauf!“

In dem kleinen erbärmlichen Zimmer der ungeheuren